

Zur Problematik des „Possibilismus“.

Der mögliche Rückfall der Systemtheorie in den Essentialismus

Peter Bormann

Zusammenfassung: Nach Stäheli (2000) konzipiert die Systemtheorie einige ihrer Leitbegriffe (Sinn, Kontingenz und Erwartung) „possibilistisch“. Wenn das zuträfe, dann würde die Systemtheorie trotz ihrer Orientierung an der irreduziblen Differenz und Operativität von Identitäten in den Essentialismus zurückfallen. Wir prüfen diesen Vorwurf, indem wir in einem ersten Schritt die *paradoxe Grundstruktur des Essentialismus* herausarbeiten.

In einem zweiten Schritt werden die *Differenzlehren* „Dekonstruktion“, „Systemtheorie / Formenkalkül“ und „dekonstruktive Diskurstheorie“ (Laclau / Mouffe) mit *dem Essentialismus konfrontiert*.

In einem dritten Schritt spielen wir die *Possibilismusproblematik* an den erwähnten *systemtheoretischen Leitbegriffen* durch. Hierbei argumentieren wir, daß Stäheli letztlich mit einer *essentialistischen Beobachterprojektion* arbeitet. Allerdings könnten solche Projektionen notwendig sein, um zu „idealisierenden“ und provisorischen Bestimmungen von differentiellen Identitäten (Sinn, Bedeutung, etc.) zu gelangen.

Zu guter Letzt schließen wir die vorangehende Argumentation mit Laclaus Überlegungen zu einem *Begriff des (Basal-)Politischen* kurz. Die Ausarbeitung eines solchen Begriffs kann in der Systemtheorie als Desideratum gelten. Denn Luhmanns Verständnis des Politischen beschränkt sich auf eine politikwissenschaftliche Standarddefinition, derzufolge das Politiksystem für die Produktion von kollektiv bindenden Entscheidungen zuständig sei.

I. Ausgangspunkt: Der Essentialismus als paradoxe Beziehung von „Möglichkeitsbedingung“ und „Operationsprodukt (Ereignis)“

1. Von der ontologisch-essentialistischen Weise der Abstraktion und der Entparadoxierung

Die *ontologische* Position (im systemtheoretischen Sinne) operiert mit der *Sein | Nichtsein*-Unterscheidung. Das beinhaltet eine *essentialistische* Grundorientierung, bei der gefragt wird, *was etwas ist* bzw. *was das Wesen von etwas ist*. Insofern stabile und feste Identitäten gesucht werden, wird dabei u.a. die *Zeit* als Größe des Nichtseins ausgeschlossen.

Eine Abwandlung dieses Essentialismus stellt die Orientierung an einer *Möglichkeitsbedingung* (= Ursprung, Zentrum, etc.) dar, die als fundierende und organisierende Erzeugungsmatrix für ein bestimmtes differentielles „Feld“ (ein Unterscheidungsnetzwerk) wirksam ist.

Dezember 2003

Email: pbor@gmx.de

Derrida (1985b) hat auf den *paradoxen* Status dieser Möglichkeitsbedingung hingewiesen: Sie muß zugleich *innerhalb* des von ihr begründeten Feldes „wirken“ und als Konstitutionsbedingung *außerhalb* des Feldes bleiben. Die Möglichkeitsbedingung ist dabei keine ein für allemal gegebene Letztgröße im Sinne einer wirklich nicht-differentiellen Identität. Sie stellt vielmehr eine *Funktion* dar, die sich aus dem *konstitutiven Mangel* jeden differentiellen Feldes ergibt. Denn ein Feld kann nicht endgültig seine Schließung erreichen, was einer *genuin differenzlosen* Möglichkeitsbedingung entspräche.

Die Funktion der Möglichkeitsbedingung wurde daher in der alteuropäischen Tradition durch verschiedene *Supplemente* (*eídos, arché, ousía, télos*, Gott, Vernunft, etc.) bedient. Diese historisch einander ablösenden Supplemente dienten jeweils als Selbstreferenz-Unterbrecher und erbrachten damit eine Entparadoxierungsleistung.

Das zugrunde liegende Paradoxon ist nun allgemein darauf zurückzuführen, daß ein Teil eine Gesamtheit, der das besagte Teil zugleich schon angehört, repräsentieren bzw. konstituieren soll. Historisch wurde diese paradoxe Grundstruktur zuerst als *Lügner-Paradoxon* expliziter formuliert [siehe Falletta (1985), S. 137ff.]. In der Moderne wurde sie in Gestalt des Mengen-Paradoxons folgenreich. Dieses von B. Russell aufgestellte Paradoxon läßt sich wie folgt formulieren [siehe Stegmüller (1978), S. 435]:

- Es werden alle Mengen (im Sinne von abstrakten Zusammenfassungen beliebiger „Elemente“) in zwei Klassen unterschieden:
 - Der einen Klasse gehören alle *normalen* Mengen an. Also: Diejenigen Mengen, die sich *selbst nicht als Element* enthalten.
 - Der anderen Klasse gehören alle *selbstimplikativen* Mengen an. Das heißt: Alle Mengen, die sich *selbst als Element* enthalten.
- Wenn nun die Menge *Z aller normalen* Mengen betrachtet wird, so ergibt sich ein *Paradoxon*. Denn die Zuweisung einer Menge zu einer der beiden Klassen folgt dem Prinzip des *tertium-non-datur*: Eine Menge gehört somit *entweder* zur Klasse der normalen Mengen *oder* zur Klasse der selbstimplikativen Mengen. Die Menge *Z* verstößt jedoch gegen dieses Prinzip, denn:
 - Wenn sie zur Klasse der normalen Mengen zählt, dann ist sie als Menge aller normalen Mengen selbstimplikativ, was jedoch der Definition von normalen Mengen widerspricht.
 - Wenn die Menge *Z* aber zur Klasse der selbstimplikativen Mengen gezählt wird, so widerspricht das ihrem definierten Status als Normalmenge.

Wir können das Russell-Paradoxon in verkürzter Form nun wie folgt angeben: $Z = \text{nor-}$

male Menge (NM) und (zugleich) $Z =$ selbstimplikative Menge (SM). Wenn wir jetzt Z als äquivalent mit einer normalen Menge NM setzen, so gilt: $NM = NM$ und (zugleich) $NM = SM$. Also: $NM = NM$ und (zugleich) $NM = \text{nicht-NM}$.

Diese Beziehung entspricht der aus dem Formenkalkül Spencer Browns und der Systemtheorie bekannten Figur des „re-entry“. Somit können wir das Mengen-Paradoxon Russells auch als re-entry „ $NM (NM | \text{Nicht-NM})$ “ schreiben. Oder um es mit Blick auf die Möglichkeitsbedingung und dem von ihr konstituierten bzw. organisierten Unterscheidungsnetzwerk (den Operationsprodukten / Ereignissen) zu formulieren: *Möglichkeitsbedingung (Möglichkeitsbedingung | Operationsprodukt bzw. Ereignis)*.

Ein Paradoxon läßt sich folglich definieren als die *selbstbezügliche Gleichzeitigkeit von Tautologie und Widerspruch*. Diese Definition können wir weiter vereinfachen, da eine Tautologie einer Unterscheidung entspricht, die behauptet, nicht zu unterscheiden. Eine Tautologie läßt sich daher in einen Widerspruch überführen.

Daraus ergibt sich die folgende *allgemeine Definition eines Paradoxons*: „Ein Paradoxon ist ein Widerspruch, der mit einer Selbstimplikationskomponente versehen ist.“ Einfacher gesagt: „Paradoxon = selbstbezüglicher Widerspruch.“

Vor diesem Hintergrund können wir das *ontologisch-essentialistische Beobachten* als einen *allgemeinen* (primär europäisch-westlichen?) *Modus der Abstraktion* bestimmen. Dieser Abstraktionsmodus greift, wenn *offene* (sprachliche und nicht-sprachliche) Unterscheidungsnetzwerke als nicht-essentialistische Familienähnlichkeiten à la Wittgenstein auf eine *abstrakte Gemeinsamkeit* zurückgeführt werden. Damit wird ein praktischer Beitrag zur Komplexitäts- und Kontingenzverringering bei gleichzeitiger Entparadoxierung geleistet, so daß sich dieses Vorgehen auch sozioevolutionär bewährt hat.

Die essentialistische Abstraktionsweise ist jedoch *kein* exklusives Merkmal der ontologischen Metaphysik Alteuropas, die nur als eine bestimmte historisch-kulturelle Ausprägung anzusehen ist. Die ontologische Konstitution von Identitäten liegt vielmehr, zumindest im europäisch-westlichen Kulturkreis, immer noch vielen alltäglichen, aber auch theoretisch-wissenschaftlichen Prozessen der Bildung von Begriffen, Kategorien, (Proto-)Typen, Regeln, Modellen, Programmen, etc. zugrunde. Es reicht hierzu aus, zu fragen, „was“ denn („die“ Bedeutung“, „die“ Definition, „das“ Wesen, etc. von) etwas „sei“, um vom *Essentialismus* heimgesucht zu werden.

Zudem stellt die Möglichkeitsbedingung-Operationsprodukt-Problematik eine *allgemeine* Version der linguistischen Leitunterscheidung *langue | parole* (äquivalent: die *type-*

token-Konzeption) dar.

Als weitere Beispiele für diese Problematik lassen sich die Hermeneutik Gadamers, die traditionellen Regel- und Code-Modelle der Sprache [siehe Frank (1984)] oder die Erzeugung von Buchstaben-Formen im Rahmen des *Metafont*-Systems von D. Knuth nennen.¹

Viele weitere Beispiele für solche *essentialistischen Strategien* sind auch in den Sozialwissenschaften zu finden. Und das nicht nur, weil entsprechende Prozesse der Bildung von Begriffen, (Proto-)Typen, etc. fortgeführt werden. Sondern auch weil die Beziehung von Möglichkeitsbedingung-Operationsprodukt in Gestalt von mathematisch-statistischen Berechnungen (Simulationen, Prognosen, etc.) bzgl. des Sozialen wiederauftauchen kann. Das um so mehr, weil

- die Binärlogik aufgrund ihrer *idealisierenden Abstraktionen* in den Sach-, Zeit- und Sozialdimensionen des Sinns sowie ihres Rückgriffs auf das Prinzip des *tertium non datur* nur als *ontologisches* Produkt einsetzbar ist,
- und die „klassische“ Mathematik sich gleichfalls an der Binärlogik und ihrem *tertium-non-datur*-Prinzip orientiert. Aus diesem Grund wird in der klassischen Mathematik auch häufig auf die „Methode der imprädikativen Begriffsbildungen“ zurückgegriffen: „Darunter versteht man die Einführung einer Menge durch eine Definition, welche auf eine Gesamtheit Bezug nimmt, der die fragliche Menge selbst bereits angehört.“ [Stegmüller (1978), S. 440]. Damit treten zwangsläufig selbstbezügliche Widersprüche, also: Paradoxa, auf.

Die ontologisch-essentialistische Beobachtungs- und Abstraktionsweise liegt des weiteren einer Konzeption der *Programmierbarkeit* zugrunde, bei der *alle* Fälle einer Wiederholung von *einer* Möglichkeitsbedingung bestimmt und erfaßt werden. Das entspricht der Aussage, daß keine Situation der Unentscheidbarkeit besteht, so daß weder eine wirkliche „Entscheidung“ noch ein wirkliches „Ereignis“ vorliegen. Überraschende bzw. nicht antizipierbare Ereignisse sollen also zugunsten von (kontrolliert variierten) Repetitionen des Selben bzw. Identischen ausgeschlossen werden. Diese Konzeption der Programmierbarkeit ist wiederum die Grundlage vieler *technischer* Verfahren [vgl. Bahr (1983), S. 188ff.].

¹ Das Dilemma der Möglichkeitsbedingung-Operationsprodukt-Problematik (im Sinne einer essentialistischen Erzeugungsmatrix) wird von Hofstadter [(1988), S. 267ff.] anhand des knuthschen *Metafont*-Systems anschaulich vorgeführt.

Wenn *Technik* systemtheoretisch nunmehr als „funktionierende Simplifikation im Medium der Kausalität“ (Luhmann) bestimmt wird, so bedeutet das, daß in einer unüberschaubar komplexen Kausalkonstellation (der Welt) vereinfachte Mikrokontexte mit festen Kopplungen bzw. überschaubaren Selektionsmustern eingerichtet werden. Diese funktionierende Simplifikation beinhaltet aber nicht nur Kontrollierbarkeit u.ä., sondern in der Regel auch die angesprochene Konzeption der Wiederholbarkeit und Programmierbarkeit.

Das heißt im Umkehrschluß, daß alles, was der programmierten Wiederholung zugänglich ist, sich (zumindest theoretisch) *technisieren* läßt. erinnert sei bspw. an die gesamte serielle Industrieproduktion und an die Computertechnik, insbesondere an die Erstellung und Ausführung von *Computerprogrammen* [siehe Winkler (1998)]. Allerdings ist die Konzeption der Technisierbarkeit *keine* Erfindung der alteuropäischen Tradition. Immerhin werden sumerische Rollsiegel, die heute als eines der ersten technischen Reproduktionsverfahren gelten [ebd., FN 5], auf ca. 3200 vor unserer Zeitrechnung datiert.

2. Problemzonen der ontologisch-essentialistischen Beobachtungs- und Abstraktionsweise

Ungeachtet der Allgegenwart des essentialistischen Abstraktionsverfahrens in unserem Kulturkreis weist es einige gravierende *Defizite* auf. Denn: Wie sind in den jeweiligen Unterscheidungsnetzwerken noch „Ereignisse“ (Neues, Nicht-Antizipierbares) möglich? Wie kann es „Entscheidungen“ geben, wenn nicht wirkliche „Unentscheidbarkeiten“ vorliegen?

Darüber hinaus gilt allgemein, daß in der essentialistischen Abstraktion operativ-differentielle Identitäten auf stabile, feste Identitäten zurückgeführt werden. Das heißt auch, daß die moderne Verbindung von Zeit- und Unendlichkeitsproblematik außen vorbleiben muß.²

Das ontologisch-essentialistische Beobachten kann im Alltag (und in anderen Kontexten) dennoch einigermaßen funktionieren, weil u.a. aufgrund von Handlungs-, Situations- und Zeitdruck die Selbstreferenzen, die Paradoxa und die erwähnten Probleme nicht gesehen bzw. nicht problematisiert werden. Und für Beobachter, die auf Objektbeobachtung setzen bzw. eine rasche Groborientierung in komplizierten Lagen benötigen, mag das zunächst tatsächlich ausreichen.

² Wir behandeln diesen Kritikpunkt in Abschnitt II. als das Verhältnis von „Aktual-Unendlichem“ und „Potentiell-Unendlichem“ im Anschluß an den „mathematischen Intuitionismus“ Brouwers.

Freilich bezog das ontologisch-essentialistische Beobachten seine Überzeugungskraft in der alteuropäischen Gesellschaft aus einem allgemeinen *Primat der Notwendigkeit* sowie aus einer *Fixierung auf den Raum und das Seiende*. Diese Plausibilitätsstützen sind in der Frühmoderne jedoch weggebrochen. Im Vordergrund stehen in der Moderne die neu konzeptualisierte Problematik der „Zeit“ und ein *Beobachten zweiter Ordnung*, das sich am operativen Unterscheidungsgebrauch, also: an der Beobachtung anderer Beobachter, orientiert. Die Unzulänglichkeit der ontologisch-essentialistischen Beobachtungs- und Abstraktionsweise gewinnt damit ein scharfes Profil.

Die theoretisch interessante Frage lautet nun: Wie gehen der Formenkalkül, die Systemtheorie und die Dekonstruktion mit der ontologisch-essentialistischen Problematik um? Und das ist auch die eigentliche Frage bei der Problematik des „Possibilismus“. Diese soll nach Stäheli (2000) der systemtheoretischen Konzeption von Leitbegriffen wie „Kontingenz“, „Sinn“ oder „Erwartung(sstruktur)“ zugrunde liegen. Wenn das zuträfe, dann käme das einem Rückfall der Systemtheorie in den Essentialismus gleich.

II. Der mögliche Possibilismus der Systemtheorie

In diesem Kapitel gehen wir auf folgende Themen ein:

- den Begriff der „Form“ und die Figur des „re-entry“ im Formenkalkül Spencer Browns und in der Systemtheorie [Abschnitt 1.],
- die Beziehung von Formenkalkül und Systemtheorie zur ontologisch-essentialistischen Beobachtungs- bzw. Abstraktionsweise [Abschnitt 2.],
- den in Stäheli (2000) geäußerten Vorwurf, daß systemtheoretische Leitbegriffe wie „Sinn“, „Kontingenz“ oder „Erwartung(sstruktur)“ possibilistisch, also letzten Endes essentialistisch konzipiert seien [Abschnitt 3.],
- die Kritik des Possibilismus-Vorwurfs, da Stäheli seinerseits mit einer essentialistischen Beobachterprojektion operiert [Abschnitt 4.].

1. „Form“ und „re-entry“ im Formenkalkül von Spencer Brown

Der Formenkalkül beginnt mit der *Anweisung* „triff eine Unterscheidung“, die als ein „scheinbarer“ Anfang gelten kann. Hierbei wird jedoch nichts (konstativ) bestimmt à la „die *Form* ist dies oder das“. Es handelt sich um ein zu akzeptierendes oder zu verwerfendes Performativum, das es auszuführen gilt, wenn die „Form“ konstruiert werden soll. Die Form als die *Einheit* der Innen- und Außenseite einer Unterscheidung bleibt jedoch *unbeobachtbar*. Denn es kann allein die Innenseite einer Unterscheidung *be-*

zeichnet werden, so daß *alles andere* (die Einheit der Unterscheidung, die Welt und der Beobachter selbst) ausgeblendet bleiben muß.

Am Ende des Kalküls kommt es jedoch zu einem selbstreferentiellen Salto, da die Form *in sich selbst* wieder eintritt. Somit wird deutlich, daß die vermeintlich „erste“ Unterscheidung und der Beobachter *in der Form* austauschbar sind.

Zu erwähnen ist im Hinblick auf die *unendliche* (selbstreferentielle) Bewegung der Form noch, daß wir mit einem *Paradoxon der Berechenbarkeit* konfrontiert sind. Der *re-entry* der Form entspricht der Formulierung einer unendlichen Gleichung in einem endlichen Ausdruck. Die Unberechenbarkeit bzw. Unendlichkeit wird also durch die Einführung eines *imaginären Werts* (des *re-entry* als Rekursion) neben der markierten Innen- und der unmarkierten Außenseite berechenbar. Hierbei wird zwischen der markierten Innen- und der unmarkierten Außenseite oszilliert. Dieses Kreuzen erfordert *Zeit*, die Spencer Brown als einen „Tunnel“, der Innen- und Außenseite miteinander verbindet, auffaßt [siehe Baecker (1993)].

2. Der Formenkalkül und die Systemtheorie mit Blick auf die ontologisch-essentialistische Beobachtungs- und Abstraktionsweise

Bzgl. des ontologisch-essentialistischen Beobachtungs- bzw. Abstraktionsmodus können wir folgendes für den Formenkalkül und die Systemtheorie festhalten:

- *Selbstreferenz und Paradoxa werden nicht tabuisiert, sondern bejaht.*
- *Die Zeit spielt eine zentrale Rolle, weil dadurch die Paradoxa entfaltet werden können. Zeit fällt auch deshalb an, weil die Unendlichkeit der Bewegung der Form, des Sinns, etc. auf rekursive Weise in Endlichkeit umgewandelt wird. Und der Verbrauch von Zeit entspricht dem Anfallen von Formen.*

Es stellt sich die Frage, ob die „Form“ und analog konstruierte systemtheoretische Begriffe wie „Sinn“ trotzdem *nur* moderne Äquivalente der klassischen Supplemente (u.a. des Gottesbegriffs) darstellen. Die Figur des „re-entry“ [*Möglichkeitsbedingung* (*Möglichkeitsbedingung* | *Operationsprodukt* bzw. *Ereignis*)] kann in beiden Fällen festgestellt werden.

Vor diesem Hintergrund könnte gesagt werden, daß der „Form“-Begriff nur insoweit einen Erkenntnisfortschritt beinhaltet, als die klassischen Supplemente diese Figur des „re-entry“, und das heißt: die Selbstbezüglichkeit und das damit verbundene Paradoxon, *ausgeblendet* haben. „Letztbegriffe“ wie „Form“ und „Sinn“ stellen diese Aspekte hingegen heraus und entfalten sie.

Ein zentraler Unterschied besteht freilich in der *zeitlichen Dynamik*, die in der ontologisch-metaphysischen Tradition als „Nichtsein“ außen vor bleiben mußte. Wir haben es beim Prozessieren von Form und Sinn (/ Sprache) daher mit *unbegrenzt sich fortsetzenden* und *verändernden* Unterscheidungsnetzwerken zu tun.

Das bedeutet, daß diese unendlichen Unterscheidungsnetzwerke *nicht* als fertige und (vorab) existente Gesamtheiten (von „ideellen Elementen“) betrachtet werden dürfen. Ansonsten würde eine *unendliche Bewegung* als ein „Aktual-Unendliches“ behandelt werden. Unter einem „Aktual-Unendlichen“ versteht der von L.E.J. Brouwer begründete „mathematische Intuitionismus“ [siehe Stegmüller (1978), S. 438ff.] die *ontologische Reduktion unendlicher Kontinua* (bspw. von Zahlen) auf die erwähnten Gesamtheiten:

„Die Aussage, daß es unendlich viele Zahlen gibt, darf also z.B. nicht so aufgefaßt werden, als existierten alle unendlich vielen natürlichen Zahlen »an sich« in einem Bereich idealer Objekte; vielmehr ist sie so zu interpretieren, daß man zu jeder natürlichen Zahl eine größere (etwa den Nachfolger) angeben kann.“ [ebd., S. 438].

Die ontologische (nicht nur metaphysische) Position operiert jedoch mit dem *essentialistischen Abstraktionsmodus*, um unendlichen Bewegungen eine aktual-unendliche Identität verleihen zu können. Das beinhaltet die Annahme, daß das *erst zu Konstruierende* der Gesamtheit als (quasi-)existent *bereits angehört*. Wir haben hier also das mathematische Äquivalent eines (scheinbar) zu schließenden Unterscheidungsnetzwerks vor uns.

Es wurde schon erwähnt, daß diese essentialistische Abstraktion solange plausibel war, wie eine ideale Gegenwart und damit eine Orientierung am Raum bzw. am Seienden unterstellt werden konnten. Mit der modernen Akzentuierung der zeitlichen Dynamik und damit des *operativen Charakters* von Identitäten ist das „Unendliche“ (der Form, des Sinns, etc.) jedoch als eine bloße *Möglichkeit* des unbegrenzten Fortschreitens aufzufassen. Im Anschluß an Brouwer kann hier vom „potentiell Unendlichen“ gesprochen werden. Somit „ist“ bspw. das Kontinuum der reellen Zahlen *keine* abgeschlossene und identifizierbare Gesamtheit von reellen Zahlenpunkten. Und auch die einzelnen reellen Zahlen „sind“ *keine* fertigen Entitäten. Vielmehr „sind“ die Zahlen selbst wie das Kontinuum etwas unbegrenzt Fortsetzbares.

Insofern das Formen-Arrangement und die Sinn-Produktion nun als *potentielle Unendlichkeiten* anzusehen sind, entziehen sie der essentialistischen Abstraktion und damit der ontologischen Identitätskonstitution den Boden. Das bedeutet zugleich, daß die Beziehung zwischen der Möglichkeitsbedingung und dem Operationsprodukt (dem Ereignis)

nicht mehr durch eine logische bzw. essentialistische *Notwendigkeit* bestimmt sein kann. Folglich greift auch keine „Logik“ der Wiederholung als einer (kontrolliert variierten) Repetition des Selben mehr: Es existiert *kein* Fortschreibungszwang, sondern es ist bei *jedem* Fortschreiten eine *Entscheidung* zu treffen, ob der Möglichkeitsbedingung weiter gefolgt werden soll oder nicht. Falls die Möglichkeitsbedingung nicht bestätigt würde, so wäre sie entsprechend umzubauen. Wir kommen darauf im Hinblick auf die „Erwartungsstruktur“ nochmals zurück.

3. Zum Possibilismus-Vorwurf

Nach diesen Erläuterungen können wir uns jetzt der Problematik des „Possibilismus“ zuwenden. Diese durchzieht nach Stäheli (2000) das Design der Systemtheorie, da Schlüsselbegriffe wie „Sinn“, „Kontingenz“ und „Erwartung(sstruktur)“ *possibilistisch* konzipiert seien. Was bedeutet das genau?

Im Kern geht es um die Frage der *essentialistischen Abstraktion*, das heißt: um die Frage der Offenheit oder Schließung einer differentiellen Identität. Eine analoge Formulierung stellt die Problematik von „Möglichkeitsbedingung und Operationsprodukt (Ereignis)“ im Hinblick auf ein bestimmtes Unterscheidungsnetzwerk dar. Damit sind alle möglichen Arten von „Kontinua“ mitgemeint, die dann als „Struktur“, „Feld oder Spektrum des Möglichen“, „Horizont“, „Kontext“, „autopoietischer Reproduktionszusammenhang“, usf. bezeichnet werden können. Die ontologisch-metaphysische Position behandelt solche Identitäten bzw. Kontinua als „Aktual-Unendliche“. Sie werden folglich als eine nicht-differentielle (= positive = vollständig zu „schließende“) Identität konzipiert. Systemtheorie und Dekonstruktion bzw. dekonstruktive Diskurstheorie (Lac-lau / Mouffe) betonen dagegen, neben Operativität / Zeit und Selbstreferenz, gerade die *irreduzible Differentialität der Identitäten bzw. Kontinua*. Die genannten Differenzlehren ziehen daraus jedoch *verschiedene Konsequenzen*:

- *Zur Systemtheorie*: Sie greift, wie in Abschnitt 1. skizziert, im Anschluß an den Formenkalkül auf die Figur des „re-entry“ zurück, wobei die „Form“ als „potentiell Unendliches“ (im Sinne Brouwers) aufzufassen ist. Die essentialistisch-ontologische Abstraktionsweise, die Identitäten und Kontinua als „Aktual-Unendliche“ konzipiert, ist hier *inadäquat*. Oder anders formuliert: Der Essentialismus läuft angesichts eines Unendlichen, das sich durch Operativität bzw. eine zeitliche Veränderungsdynamik auszeichnet, ins Leere.
- *Zur derridaschen Dekonstruktion*: Sie setzt auf den (Un-)Begriff der *différance* (=

„Ur“-Spur, „Ur“-Schrift). Systemtheoretische Autoren wie Nassehi (1995) oder Luhmann (1995) tendieren dazu, die *différance* dem Form-Begriff zu subsumieren. Denn sie sehen die „Form“ als eine *Radikalisierung* der *différance* an. Das Spezifikum der *différance* besteht nach Stäheli [(2000), S. 86] jedoch darin, daß es bei ihr nicht mehr um „normale“ Seiten mit *bestimmbaren* Unterscheidungsseiten, sondern um „Differenzen“ geht, deren eine Unterscheidungsseite das Unbestimmbare und das Unentscheidbare enthält!

Eine „Differenz“ ist demnach durch die *Unähnlichkeit* ihrer beiden Seiten (Bestimm- und Entscheidbares vs. Unbestimm- / Unentscheidbares) charakterisiert, so daß die *Unterscheidbarkeit* der Unterscheidung selbst *untergraben* wird. Demzufolge wäre die *différance* dem Form-Begriff *kategorial* noch „vorgelagert“.

- *Zur dekonstruktiven Diskurstheorie:*³ Sie verweist anstelle des *re-entry* als einer operativ-rekursiven, sich ins Unendliche fortsetzenden Dynamik auf die Unmöglichkeit, selbstreferentielle Sinn-Kontinua („Diskurse“) bzw. differentielle Identitäten vollständig zu schließen (= „Dislokation“). Wenn die Differentialitätsprämisse nun strikt durchgehalten wird, so daß eine Identität immer in bezug auf ein „Anderes“ zu konstituieren ist, dann bedeutet das: Es ist von einem radikalen, nicht-dialektisierbaren „Außen“ auszugehen, daß die jeweiligen Kontinua / Identitäten sowohl als *differentielle* ermöglicht als auch als *vollständig geschlossene* und damit *nicht-differentielle* verunmöglicht.

Mit anderen Worten: Es sind „Reste“, „Supplemente“, etc. voranzusetzen, die aus dem jeweiligen Kontinuum / der jeweiligen Identität *ausgeschlossen*, aber dennoch dafür *konstitutiv* sind. Das „Außen“ stellt sich folglich als *gleichzeitige Möglichkeits- und Unmöglichkeitsbedingung* der differentiellen Kontinua bzw. Identitäten dar. Das „Außen“ bleibt dabei für die jeweiligen Kontinua / Identitäten *unerreichbar* - ansonsten würde der konstitutive Ausschluß, auf dem jede Identität und jedes Kontinuum beruht, aufgehoben.

Fazit: Ein radikales und konstitutives „Außen“ manifestiert sich im „Inneren“ einer Identität bzw. eines Kontinuums als „Dislokation“ (= Unmöglichkeit der Schließung) [ebd., S. 63].

Die Schließung eines selbstreferentiellen Sinn-Kontinuums („Diskurses“) erfolgt jedoch *trotz* der strikten Differentialität! Aber diese Schließung ist „imaginär“. Sie er-

³ Siehe hierzu auch Laclau / Mouffe (1985), Laclau (1990) und Stäheli [2000, passim].

folgt durch *Repräsentationen* der „Einheit“ bzw. der „Gesamtheit“ des „Diskurses“. Und diese Selbst-Repräsentationen sind, ungeachtet ihres imaginären Charakters, *notwendig*, um überhaupt die selbstreferentielle Konstitution der Identität / des Kontinuums herbeiführen zu können.

Die Funktion eines solchen „Supplements“ übernimmt im Rahmen der *Unterscheidungen* eines „Diskurses“ der sogenannte *leere Signifikant* [ebd., v.a. S. 53ff.]. Theorietechnisch ist er damit der (im mathematischen Sinne) „imaginären“ re-entry-Figur äquivalent. Allerdings steht er für ein Zeichen, dessen Zeichenfunktion kollabiert ist: ein „Zeichen ohne Signifikat“ (Stäheli). Der leere Signifikant ermöglicht somit die imaginäre Schließung des „Diskurses“, indem er als bedeutungsleeres, „differentielles“ Performativum wirksam ist [ebd., S. 60]. Kurzum: Der leere Signifikant ist ein Nichtzeichen-Zeichen, das die Selbstreferenz des „Diskurses“ und sein konstitutives Außen „im“ Diskurs *anzeigt*.

Ein systemtheoretisches Äquivalent dafür ist der Begriff des „Code“ („Wahrheit“ in der Wissenschaft, „Macht“ in der Politik, etc.), der gleichfalls die Schließung funktionssystemspezifischer Kommunikation erlaubt und die „Einheit“ des jeweiligen Funktionssystems repräsentiert. Allerdings ist der „leere Signifikant“ *nicht invariant* wie der jeweilige Code, sondern nicht-fixiert und damit „basalpolitisch“ umkämpft.

Aus der dekonstruktiv-diskurstheoretischen Sicht Stähelis resultiert der *Possibilismus* als ein „Feld des Möglichen“ (= ein Spektrum von virtuellen Möglichkeiten bzw. potentiellen Selektionen) *in der Systemtheorie* nunmehr daraus, daß die re-entry-Figur die Konzeptualisierung eines radikalen „Außen“ (im obigen Sinne) *blockiert*. Bestimmte systemtheoretische Kontinua wie „Sinn“ oder „Zeit“ zeichnen sich daher wie die „Form“ durch ihre *Nicht-Negierbarkeit* aus: In der „Form“, im „Sinn“ oder in der „Zeit“ wird *immer schon* und *immer weiter* (bis zum System-Exitus) operiert.

Der re-entry-fähige „Sinn“ als *Einheit* von *Aktualität* (= aktueller Selektion) und *Potentialität* (= einem gleichzeitig mit der aktuellen Selektion erzeugten Verweisungsüberschuß als offenem Horizont virtueller Selektionsalternativen) wird in der Systemtheorie somit zu einem *nicht-negierbaren Universalmedium*, das die Bewußtseins- und die Kommunikationsdimension übergreift bzw. integriert.⁴

⁴ Im Anschluß an Fuchs (2001) gilt: Die Kommunikation kann nur Sinn-Oberflächen zur Verfügung stellen. Während der eigentliche Zugriff auf Sinn via Sprachzeichen eine Leistung des Bewußtseins darstellt.

Insofern aber damit ein radikales Sinn-„Außen“ (besser: „Sinnexzesse“, die das nicht-sinnhafte, aber konstitutive Außen im Innern des Sinn-Kontinuums als *Fehlschlagen* bzw. *Scheitern* von Sinnproduktionsprozessen *anzeigen*) ausgeschlossen wird, wird eine „beschränkte Sinn-Ökonomie“ [so Bataille / Derrida über Hegels Dialektik, ebd., S. 71] errichtet [siehe auch Derrida (1985a)].

Das kann auch wie folgt formuliert werden: Jeder Versuch, Sinn zu verneinen, bleibt dem „Sinnzwang“ verpflichtet. Das Verneinte bleibt damit als Potentialität (= Sinnverweisungsüberschuß) immer erhalten und stets *zugänglich* [ebd., S. 69]. Das systemtheoretische Sinn-Kontinuum sei daher, so Stäheli, *ohne Verlust und ohne Exzeß. Zeichenverwirrungen*, die für ein *Scheitern* des Sinnverkettungsmechanismus stehen könnten, werden dabei marginalisiert bzw. neutralisiert, weil Sinn *prä-semiotisch* konzipiert werde.

In der Anschlußlogik sozialer Systeme wird „Sinn“ somit zu einer *harten* Entweder-Oder-Unterscheidung: Liegt ein Anschluß vor (Sinnverkettung = „on“), dann kommt es zur Kommunikation. Liegt kein Anschluß vor (Sinnverkettung = „off“), dann bricht der Sinnverkettungsmechanismus (die Kommunikation / das soziale System), ab.

Das heißt nun nicht, daß Hegels Dialektik und ihr Negationsmechanismus mit den sozioevolutionären Errungenschaften „Sinn“ und „Negation“, wie sie die Systemtheorie konzipiert, identisch sind. Die Dekonstruktion plädiert jedoch für eine „*allgemeine* Sinn-Ökonomie“, der ein *supplementärer* Begriff der „Negation“ zugrunde liegt. Negatives steht dann für eine irreduzible „Störung“ oder einen „nicht-assimilierbaren Rest“ [ebd., S. 73]. Das radikale „Sinn-Außen“ (der „Nicht-Sinn“) kann sich freilich nur *indirekt* im selbstreferentiellen Sinn-Kontinuum bemerkbar machen. Hierbei kommt u.a. der bereits angeführte Begriff des „Sinnexzesses“ zum Tragen. Darunter versteht Stäheli „[...] produktive Ereignisse, die nie sinnhaft werden und es auch nie gewesen sind, aber dennoch als undefinierbarer Exzeß von Sinn verbleiben.“ [ebd., S. 73].

Begriffe wie „Sinn-Exzeß“, „Sinn-Verlust“ oder „Nicht-Sinn“ betonen also das nicht-essentialistische Moment und damit die *strikte Durchhaltung des Differentialitätstheorems*, die der re-entry-Charakter des Sinns zu suspendieren bzw. zu blockieren scheint. Der re-entry-Figur wird daher die „Kontaminierung“ des Kontinuums / der Identität durch eine „Äußerlichkeit“ entgegengesetzt, die sich *nur indirekt* in scheidenden Operationen, fehlschlagenden Anschlüssen, operativen Unentscheidbarkeiten, etc. mit Blick auf Sinn-Prozesse bemerkbar machen kann. Damit soll auch eine „Logik der Zugänglichkeit“ unterlaufen werden, bei der Nicht-Sinn nur als je *potentialisierte Sinn-*

reserve mitläuft, die jedoch prinzipiell *immer aktualisiert* werden kann.

Diese possibilistische Sinn-„Logik“ impliziert nach Stäheli trotz der Offenheit bzw. der Nicht-Schließbarkeit des Virtualitätshorizonts eine *Einheitserwartung*. Das würde bedeuten, daß in der Systemtheorie *implizit* auf den „Essentialismus“ (quasi als Zielprojektion) zurückgegriffen wird.

Als Ursache hierfür macht Stäheli das spezifische „Paradoxiemanagement“ verantwortlich, das der Systemtheorie eigen ist. Denn der „blinde Fleck“ resultiert nach der Systemtheorie daraus, daß das Operieren *blind* verläuft. Während mit einer Unterscheidung operiert wird, kann also *nicht* ihre Einheit beobachtet werden. Dazu bedarf es einer beobachtenden Anschlußoperation, für die dasselbe gilt, usf. Aufgrund der *Erwartung* der kontinuierlichen Beobachtung [„jede Unterscheidung(soperation) wird beobachtet gewesen sein“] werde der „blinde Fleck“ in eine „beschränkte Ökonomie des Sinns“ überführt [ebd., S. 80f.].

Dagegen seien Sinn und Nicht-Sinn bspw. beim *leeren Signifikanten* (als Nichtzeichen-Zeichen) miteinander verwoben. Der leere Signifikant stoppe im selbstreferentiell-differentiellen Sinn-Kontinuum (dem „Diskurs“), wie es die dekonstruktive Diskurstheorie konzipiert, das unendliche Gleiten der Signifikanten und fixiere auf diese Weise zeitweilig Sinn. Und zwar indem eine nicht-sinnhafte „Leerstelle“ in das Prozessieren von Sinn eingeführt werde [ebd., S. 74, FN 15]. Stäheli charakterisiert die Funktion des leeren Signifikanten daher als die „Dynamik der Zirkulation von Nicht-Sinn innerhalb des Sinns“ [ebd., S. 76].

Die „Sinn-Hegemonie“ werde aber nicht nur durch den „Sinn-Exzeß“ (als nicht-sinnhaften, aber dennoch produktiven Ereignissen) untergraben, sondern auch durch die „Materialität“ des Sinns. Der Verweis auf das „Materielle“ führt uns meines Erachtens jedoch auf eine falsche Fährte. Eher müßte auf „Text“-Operatoren wie *Anführungszeichen* zur Unterscheidung von Worterwähnung und Wortgebrauch bzw. von Zitat und Wortgeltung, *Hervorhebungen* durch Kursivierung - Fettdruck - Unterstreichung, Leerzeichen (*spatia, blanks*), etc. verwiesen werden [siehe Kittler (1990b)].⁵ Diese werden von der Medium-Form-Unterscheidung nicht erfaßt und können, nicht-sinnhaft, dennoch das Prozessieren von Sinn affizieren. Diese Operatoren entgehen also der rein thematisch-argumentativen Fixierung (dem *Thematismus*) der Systemtheorie und auch ei-

⁵ Teilweise sind solche Text-Operatoren funktionale Äquivalente der nonverbalen Mittel in der Sprechsprache (Mimik, Gestik, Hexis und Stimme).

ner „beschränkten Sinn-Ökonomie“.

4. Zur Kritik des Possibilismus-Vorwurfs

So interessant und bedenkenswert Stähelis dekonstruktiv-diskurstheoretische Überlegungen zur Sinn-Problematik nun auch sein mögen. Sie beherbergen dennoch einige Problemzonen:

- *Problemzone 1:* Der Sinnverkettungsmechanismus „Kommunikation“ selbst kann weder auf ein Medium wie „Sprache“ noch auf ein Supermedium wie „Sinn“ *zugreifen*. Es bleibt daher unklar, wie Sinn oder Nicht-Sinn das kommunikative Prozessieren (die Verbindung der Anschlüsse) zu affizieren vermögen.

Stäheli plädiert zwar u.a. für eine „operative Offenheit“, bei der die Beobachtung gegenüber der Operation aufgewertet werden soll. Aber auch das überzeugt nicht in jeder Hinsicht. Ein Problem sind hier bspw. *Paradoxa*, deren Gefährlichkeit für das kommunikative Prozessieren Stäheli im Vergleich zur Systemtheorie verschärfen möchte. Es ist jedoch unklar, wie das vor sich gehen soll. Denn:

- Die Kommunikation kann in *ihrem Operieren nicht paradox* sein. Die Paradoxie liegt nur als „abstrahierende Form“ (Mahler) für einen *binärlogisch-ontologischen Beobachter* vor. Dieser Typ von Beobachter muß *idealisierende Abstraktionen* hinsichtlich der Zeit-, Sozial- und Sachdimensionen des Sinns vornehmen, damit überhaupt das *tertium-non-datur*-Prinzip anwendbar ist. Das heißt insbesondere, daß dieser Beobachter sowohl von der Operativität als auch von der *différance*-Sinnzeit absehen muß, um eine „abstrakte Gegenwart“ unterstellen zu können [siehe Mahler (2001), S. 4f.].
 - Damit dennoch ein Paradoxon als Konstrukt dieses Beobachtertyps entstehen kann, muß bereits operiert werden. Folglich liegen *immer schon* eine Entparadoxierungsleistung und ein Beobachten-Können vor. Daher stellt Mahler die These auf, daß Kommunikation *notwendigerweise* ein „alogisches“ System sein müsse [ebd., S.5].
- *Problemzone 2:* Stäheli operiert hinsichtlich des re-entry-fähigen Sinns, zumindest *implizit*, mit der essentialistischen Vorstellung des Aktual-Unendlichen, auch wenn die Offenheit / Nicht-Schließbarkeit des jeweiligen Virtualitätshorizonts zugestanden wird. Mit Blick auf diese Hintergrundannahme wird *jede* aktuelle Selektion *stets* zu einer bloßen Abrufung von Möglichkeiten, die bereits im systemtheoretischen Sinn-Kontinuum als einem „Feld des Möglichen“ enthalten seien.

Aufschlußreich ist hier Stähelis Charakterisierung der „Entscheidung (einer Unentscheidbarkeit) [siehe ders. (2000), S. 236ff.]: Eine Situation der Unentscheidbarkeit dürfe nicht im Sinne eines „horizontalen Modells“ (Stäheli) konzipiert werden, wie es bei Luhmanns Sinn-Konzeption der Fall sei und auch bei Laclau (1990) noch vorgelegen habe. Bei Laclau werde damit, wie bei Luhmann, das „Neue“ (das Unerwartete, das Ereignis) auf die Wahl *zwischen* Möglichkeiten zurückgeführt, die vom jeweiligen Kontinuum selbst erzeugt werden [ebd., S. 238]. Die „Entscheidung“ einer Unentscheidbarkeit als ein „Akt der In(ter)vention“ (Stäheli) entspreche daher nur einer bloßen „Erschaffung des Möglichen“ (Stäheli). Diese Konzeptualisierung von Entscheidung verbleibe also im „Feld des Möglichen“, so daß *keine* „wirkliche“ Entscheidung bestehe.

Eine Entscheidung müsse im Hinblick auf ein Kontinuum (Struktur, „Diskurs“, etc.) von „außen“ kommen bzw. radikal „heterogen“ zu diesem sein. Eine Entscheidung dürfe folglich *nicht* algorithmisch-deduktiv aus einem possibilistischen Spektrum ableitbar sein. Vielmehr gehe es um eine Aktualisierung des „Unmöglichen“, die ein „Feld des Möglichen“ überschreite.

Anders formuliert: Gefordert ist (damit von einer „wirklichen“ Entscheidung die Rede sein könne) die *radikale „Erfindung“ eines Unmöglichen oder Undenkbaren*, das zwar auf einem Kontinuum basieren, aber dessen algorithmisch-deduktiv zu erwartenden Möglichkeiten überschreiten soll [ebd., S. 239]. Die „Entscheidung“ ist daher der „blinde Fleck“ in einem Kontinuum / einer Identität, wobei sie als externes, aber notwendiges *Supplement* fungiert, das das possibilistische Spektrum (von *Aktualität | Potentialität*) „sprengt“. Dieses nicht-systemtheoretische Verständnis von „blindem Fleck“ entspricht Stäheli zufolge dem Begriff des „Sinn-Exzesses“, „[...] da der blinde Fleck hier jeden Sinnhorizont durch die Einführung eines >vierten Werts< disloziert, der außerhalb seines spezifischen Horizonts liegt.“ [ebd., 237f.]

Wenn jedoch re-entry-fähige Kontinua wie „Form“ oder „Sinn“ als „potentiell Unendliche“ angesehen werden müssen, dann ist die Rede vom possibilistischen und das heißt vom essentialistischen Spektrum *inadäquat*. Nur ein „göttlicher Beobachter“ könnte, angesichts der unendlichen Bewegung, das *gesamte* „Feld des Möglichen“ überblicken. Potentiell unendliche, kontinuierlich „werdende“ Kontinua können daher nur dann als *possibilistisch* (algorithmisch, deduktiv) angesehen werden, wenn sie als aktual-unendliche Identitäten konzipiert werden. Im Falle Stähelis liegt folglich eine *essentialistische Beobachterprojektion* vor.

Entgegen dieser Projektion muß bei „Form“ und „Sinn“ als potentiell Unendlichen aber eine permanente „Entscheidung“ über die *weitere Art* des Fortschreitens stattfinden. Denn gerade diesbezüglich besteht keine logische oder sonstige „Notwendigkeit“. Die gegenteilige Annahme würde nur einen Rückfall in den „Essentialismus“ darstellen. Insofern kann, konträr zur dekonstruktiven Argumentation Stähelis, durchaus von einer *Unentscheidbarkeit* gesprochen werden, die - beobachterrelativ - einem Kontinuum als potentiell Unendlichem „immanent“ ist.

Die damit einhergehende „Entscheidung“ kann dann nicht einfach als Schaffung (Aktualisierung, Selektion, Abrufung, etc.) des „Möglichen“ und damit als Nicht-Entscheidung *abgewertet* werden. Denn eine solche Interpretation würde eine göttliche Beobachterposition voraussetzen, die eine unendliche Dynamik als aktual-unendliche Gesamtheit von existenten (ideellen) Möglichkeiten zu überblicken vermag. Erst ein solcher Beobachter könnte entsprechende Identifizierungen und Bewertungen vornehmen.

Mit Blick auf die imaginäre Schließung eines selbstreferentiell-differentiellen Sinn-Kontinuums („Diskurses“) steht aus dekonstruktiver Perspektive die *Unentscheidbarkeit* nun für etwas, das den algorithmischen Deduktionsbereich übersteigt: ein Wahrheitswert läßt sich *nicht zuweisen*. Die Unentscheidbarkeit als der nicht-assimilierbare Rest eines „Diskurses“ ist daher äquivalent mit dessen Dislokation [ebd., S. 232].

- *Problemzone 3*: Bevor wir nachfolgend das Entscheidungsproblem mit Blick auf einen *basalen* Begriff des „Politischen“ angehen, spielen wir die Possibilismus-Kritik Stähelis noch an den beiden systemtheoretischen Leitbegriffen „Kontingenz“ und „Erwartung(sstruktur)“ durch. Vor allem letzterer ist wiederum relevant für Luhmanns Konzeptualisierung von „Entscheidung“.

- *Zum Begriff der „Kontingenz“*: Luhmann bestimmt Kontingenz als das „Anders-Möglichsein“ einer aktuellen Selektion, die bzgl. eines zugleich mitkonstituierten Horizonts von virtuellen Selektionsalternativen *weder notwendig noch unmöglich* ist.

Analog zum Sinn-Begriff erneuert Stäheli hier seine Kritik [ebd., S. 266ff.], daß die Unentscheidbarkeit damit *im* possibilistischen Horizont eines Systems verbleibe. Das „Ereignis“ sei nur eine *noch nicht* abgerufene Möglichkeit dieses Virtualitätsspektrums. Wie beim Sinn-Begriff operiert Stäheli jedoch mit der essentialistischen Hintergrundannahme des aktual Unendlichen und einer zugehö-

rigen göttlichen Beobachtungsposition.

Wenn dagegen Kontingenz gleichfalls potentiell unendlich konzipiert werden muß, dann bedeutet das, daß nicht von einer fertigen Totalität, aus der einfach (ideell-)existente Möglichkeiten aktualisiert werden können, auszugehen ist. Zumal das einer simplen *Container*-Perspektive gleichkäme, die in der Systemtheorie soundso verworfen wird.

Bei einer „Entscheidung“ wäre die Anschlußselektion vielmehr als eine „Erfindung“ aufzufassen, die sich mit Blick auf eine Anschlüsse dirigierende Erwartungsstruktur als weder deduzierbare noch prognostizierbare „Unentscheidbarkeit“ darstellt. Anders verhielte es sich bei „Routinisierungen“, in denen das Problem der „Entscheidung“ bzgl. des weiteren Fortschreitens invisibilisiert bzw. als *Evidenz* präsentiert und damit neutralisiert wird. Diese Überlegungen leiten über zur entsprechenden Konzeptualisierung der „Erwartung(sstruktur)“.

Allerdings muß zugunsten von Stähelis Kritik angemerkt werden, daß bei der Systemtheorie an dieser Theoriestelle *Ambivalenzen* zu verzeichnen sind. Ein Beispiel: Nach Luhmann [(1984), S. 104, FN 23] wird „Erfahrung“ als die Fähigkeit bestimmt, überraschende Informationen als „vertraut“ empfinden und ihnen ein Differenzschema zuweisen zu können.

Das heißt, daß nur unter der Voraussetzung eines solchen Schemas das Überraschende einen Informationswert erhält, mit dem das System dann operieren kann. Wenn nunmehr diese für Neues, Unerwartetes, Überraschendes, etc. zuständigen Schemata *immer schon* im System verankert sein sollen, dann liegt die Konzeption eines „Überraschungsmanagements“ vor, die an die essentialistisch-possibilistische Vorstellung des Aktual-Unendlichen erinnert. Es reicht zur Entkräftung dieser Kritik nun nicht aus, bspw. zu entgegnen, daß diese Schemata vorliegen, aber zunächst nur im Latenzbereich des Systems funktioniert haben.

Die zugehörige Schlußfolgerung, daß ein System sich damit *nur selbst überraschen* könne, muß dabei *nicht* falsch sein. Allerdings ist die Frage, wie stellt das System das an? Überrascht es sich selbst durch ein routinisiertes Überraschungsmanagement? Oder überrascht es sich selbst, indem es temporär ins „Stottern“ (Konfusion, Unentschiedenheit, etc.) gerät und dann seine entsprechenden Erwartungsstrukturen umbauen muß, um das Überraschende „normalisieren“ bzw. (re-)integrieren zu können?

Aus meiner Sicht ist eine Überraschung analog zur Entscheidung an das Pro-

blem der „Unentscheidbarkeit“ zu koppeln. Somit werden sowohl die Entscheidung als auch die Überraschung durch entsprechende Routinisierungen „neutralisiert“. Anders gesagt: *Routinisierungsprozesse* führen dazu, daß bei Entscheidungen der Entscheidungs- und bei Überraschungen der Überraschungscharakter gerade verloren gehen. *Veritable* Entscheidungen und Überraschungen verweisen dagegen auf die Frage des Umbaus einer („potentiell unendlichen“) Erwartungsstruktur. Wir kommen darauf im folgenden nochmals zurück.

- *Zum Begriff der „Erwartung(sstruktur)“*: Der Begriff der „Struktur“ in der *allgemeinen* Systemtheorie stellt das Korrelat zum Begriff des „Ereignisses“ dar. Der Strukturbegriff bedient eine *negentropische* Funktion, indem er ein engeres Selektionsmuster erwartbarer Relationen zur Verfügung stellt. Es geht also um die Verringerung von Komplexität, so daß ein System seinen autopoietischen Reproduktionszusammenhang regulieren kann.

Weiterhin gilt, daß das reduzierte Selektionsmuster für soziale Systeme „Erwartung(sstruktur)“ und das zugehörige Ereignis „Handlung“ heißt. Soziale Systeme stellen dabei *Erwartungserwartungen* zur Verfügung, so daß doppelkontingente Situationen geordnet werden können. Darin, so eine Kernaussage der soziologischen Systemtheorie Bielefelder Provenienz, besteht die Schlüsselfunktion sozialer Systeme.

Der possibilistische Vorwurf Stähelis läßt sich nun auch auf das systemtheoretische Verständnis der Erwartungsstruktur anwenden: Verbleibt eine „Entscheidung“ nicht als Supplement *außerhalb* einer Erwartungsstruktur, so ist sie „possibilistisch“ integriert. Ergo: Es liegen keine Unentscheidbarkeit und damit keine wirkliche Entscheidung vor.

Hier kann wiederum auf die essentialistische Vorstellung des Aktual-Unendlichen verwiesen werden, die auch nicht auf eine Erwartungsstruktur als ein bearbeitbares, weil reduziertes Komplexitätsniveau projiziert werden darf. Das bedeutet, daß eine Erwartungsstruktur nicht als eine abgeschlossene Gesamtheit von Selektionsmustern, sondern wiederum als potentiell Unendliches aufzufassen ist. Routinisierungsprozesse bzgl. bestimmten Selektionsmustern führen jedoch zu Evidenzeffekten und blenden dadurch die Problematik der „Entscheidung“ hinsichtlich der Anschlüsse aus.

Die *Unentscheidbarkeit* ist nun auf die zum Erwartungsbegriff dazugehörige Unterscheidung *konform* | *abweichend* zu beziehen. „Konformität“ besagt, daß

eine Erwartungsstruktur durch anschließende Handlungsereignisse *bestätigt* wird. „Abweichung“ steht dagegen für die Nicht-Bestätigung der Erwartungsstruktur, also: für „Irritation“ (= Erwartungsenttäuschung).

Es existieren dann zwei prinzipielle Reaktionen, die bei der Irritationsbearbeitung zum Tragen kommen können: Beim *kognitiven* Erwartungsstil wird die Erwartungsstruktur umgebaut, um sie der Irritation anzupassen. Beim *normativen* Erwartungsstil wird die Erwartungsstruktur *trotz* der Irritation beibehalten: ein System der Umwelt *soll* sich erwartungskonform verhalten. Eine Unentscheidbarkeit tritt jedoch auf, wenn ein Handlungsereignis weder als konform noch als abweichend eingestuft werden kann. Der binärlogische Status eines solchen Handlungsereignisses bzgl. einer bestimmten Erwartungsstruktur bleibt „ungeklärt“.

Luhmann hat diesen Fall in [ders. (1984), S. 488-550] mit Blick auf die Begriffe „Widerspruch“ und „Konflikt“ abgehandelt. Bevor wir allerdings darauf näher eingehen, ist es sinnvoll, die systemtheoretische Konzeptualisierung von „Entscheidung“ zu erläutern:

Insofern Handeln immer erwartungsorientiert verläuft, entsteht nach Luhmann noch *kein Entscheidungsdruck*. Zu Entscheidungslagen komme es erst dann, wenn die Erwartung auf das Eintreten oder Unterbleiben einer Handlung *selbst erwartet* werde [ebd., S. 400]:

„Das Entscheiden aktualisiert also die über Erwartungen laufende Selbstreferenz des Handelns. Die Handlung bezieht sich auf sich selbst dadurch zurück, daß in ihren Sinn eingeht, daß sie erwartet wird. Daß dazu Bewußtsein erforderlich ist, versteht sich von selbst, ist aber nur Voraussetzung, nicht charakterisierendes Merkmal des Entscheidens selbst. Entscheiden ist nicht ein Bewußtseinszustand, sondern eine Sinnstruktur.“ [ebd., S. 401].

Es geht bei der Entscheidungsproblematik also um die bereits erwähnte Unterscheidung der *Bestätigung* | *Nicht-Bestätigung* einer auf ein Handlungsereignis bezogenen Erwartung. Luhmann setzt somit der konventionellen Sichtweise, daß eine Entscheidung die Selektion aus einer Präferenzstruktur sei, die Unterscheidung (erwartungs-)konform | (erwartungs-)abweichend entgegen, die die *Notwendigkeit einer Entscheidung erst konstituiere*.

Diese erwartungsbezogene Definition von „Entscheidung“ beinhaltet präferenzorientiertes und optimierendes Entscheiden als *Sonderfälle*. Denn sowohl Präferenzen (Unterscheidung: *besser* | *schlechter*) als auch Optimierungsversuche sind als Erwartungen einzustufen, die an ein Verhalten gerichtet werden [ebd.,

S. 400].

Handeln, das routinemäßig erfolge, verliere freilich seinen Entscheidungscharakter, da der Erwartungsbezug nicht mehr in die Sinnbestimmung des Handelns aufgenommen werden müsse. Das Entscheidungsproblem könne jedoch revidiert werden, wenn es zu Konflikten oder Abweichungen komme [ebd., S. 401].

Dieser Argumentation Luhmanns ist freilich entgegenzuhalten: Wenn ein Handlungsereignis als Bestätigung oder Nicht-Bestätigung einer darauf bezogenen Erwartung eingestuft werden kann, dann liegt keine veritable Entscheidung, sondern *nur eine entsprechende Selektion* vor.

Analogon: Das An- oder Ausschalten von Licht hat nichts mit einer Entscheidung zu tun, sondern entspricht allein der Selektion aus zwei möglichen Zuständen („on“: es fließt Strom, „off“: es fließt kein Strom). Kurzum: *no indecidability, no decision*.

Eine „wirkliche“ Entscheidung ist daher nur vonnöten bzw. möglich, wenn ein Handlungsereignis *weder* als erwartungskonform *noch* als erwartungsabweichend bewertet werden kann. Das führt uns zur systemtheoretischen Konzeption des „Widerspruchs“ [ebd., S. 488ff.].

Binärlogisch gesehen ist ein Widerspruch eine Tautologie mit zugesetzter Verneinung: „ $A = (\text{nicht}) A$ “.⁶ Ein Widerspruch repräsentiert nun die reine Selbstreferenz, bei der ein System sich für einen Moment unbestimmter Komplexität (= einem Zustand der Entropie) gegenüberstellt, so daß alles möglich zu sein scheint. Ein Widerspruch repräsentiert zugleich die Notwendigkeit der negentropischen Einschränkung des Möglichen. Denn der Einbruch unbestimmter (= unbearbeitbarer) Komplexität würde zum Systemende führen.

Nur für einen Beobachter stellt ein Widerspruch jedoch eine *Unentscheidbarkeit* dar, die das Beobachten blockiert, ohne daß darauf bezogene Anschlußoperationen (Handlungen) ebenfalls gestoppt werden [ebd., S. 491f.]. Wir haben schon erwähnt, daß hierbei ein besonderer Typ von Beobachter am Werke ist: Dieser operiert mit der Binärlogik unter den Voraussetzungen der Ontologie und der zugehörigen *idealisierenden Abstraktionen* in den Zeit-, Sach- und Sozialdimen-

⁶ Oder umgekehrt: Eine Tautologie ist eine Unterscheidung, die behauptet, nicht zu unterscheiden. Eine Tautologie ist daher stets ein impliziter Widerspruch.

sionen des Sinns.

Auf Sinn-Systeme bezogen besteht die Funktion von Widersprüchen nun darin, die *Erwartungsunsicherheit auszuweiten*. Widersprüche fungieren daher als spezielle Einrichtungen zur *gezielten Ausweitung von Erwartungsunsicherheit*. In der autopoietischen Reproduktion wird somit die Unmöglichkeit der Autopoiesis (das mögliche Systemende) „thematisiert“. Und diese widerspruchsinduzierte Destabilisierung arbeitet wiederum Sedimentierungstendenzen der sozialen Systeme entgegen.

Summa summarum verweist die systemtheoretische Charakterisierung des *tertium-non-datur* mit Blick auf Erwartungsstrukturen darauf, daß sich die Sozioevolution an Unentscheidbarkeiten entlanghangelt: „Sie [P.B.: die Evolution] benutzt die Chancen, die durch Unentscheidbarkeiten herausortiert werden[,] als Chancen der Morphogenese.“ [Luhmann (1984), S. 492].

III. Konklusion: Für einen basalen Begriff des „Politischen“ in der Systemtheorie

Der zuvor skizzierten „harmonischen“, weil „entpolitisierten“ Evolutionsperspektive Luhmanns setzt Stäheli (2000) eine *basalpolitisch orientierte Konzeption der Sozioevolution* entgegen. Bei letzterer sollen gerade *paradoxe* Widersprüche ein spezielles Gefährdungspotential für soziale Systeme darstellen, obwohl gemäß den angeführten Einwänden unklar ist, wie das möglich sein kann. Ohne an dieser Stelle auf Stähelis „Politik der Entparadoxierung“ detaillierter eingehen zu können, lohnt es sich zum Abschluß, noch ein wenig die Problematik des „(Basal-)Politischen“ zu beleuchten. Denn sie geht aus dekonstruktiv-diskurstheoretischer Sicht mit der Auflösung von Unentscheidbarkeiten einher.

Wir können beim basalen Begriff des „Politischen“ von E. Laclau, an dem sich Stäheli (2000) orientiert, zwei Bedeutungen unterscheiden:

- Das Politische entspricht zunächst dem *Treffen einer Entscheidung in einer unentscheidbaren Situation*. Wie zuvor geschildert soll die Entscheidung dann ein heterogenes, aber konstitutives „Supplement“ zu einem bestimmten Möglichkeitsspektrum sein: Sie gründet zwar in diesem „Feld des Möglichen“, aber sie übersteigt dieses zugleich, da sie weder algorithmisch noch deduktiv daraus abzuleiten ist [ebd., S. 237]. Die Unentscheidbarkeit ist dabei äquivalent zur letztlichen Nicht-Schließbarkeit (der Dislokation) einer Identität / eines (Sinn-)Kontinuums.
- Im Rahmen von Laclaus Hegemonie-Konzeption der Entscheidung [ebd., S. 237ff.]

steht das Politische zusätzlich für eine *antagonistische Artikulation*. Hierbei geht es darum, daß bei der (basalpolitischen) Entscheidung einer Unentscheidbarkeit alternative Möglichkeiten *unterdrückt* bzw. *ausgeschlossen* werden.

Allerdings gilt es, diese „irreduzible Gewalt“ (im Sinne Derridas) zu spezifizieren. Denn bei der Aktualisierung einer Selektion müssen fortwährend Alternativen „unterdrückt“ werden, so daß wir es mit einer *irrelevanten Dauerpolitisierung* zu tun hätten. Der Ausschluß findet daher als *Antagonismus* statt. Das heißt: als die *konfliktuelle* Entscheidung für *eine* Möglichkeit gegen andere *historisch aktuelle* (und nicht bloß logisch denkbare) Möglichkeiten [ebd., S. 240].

Anders ausgedrückt: Während die Dislokation zu einer nichtssagenden Auffassung der „Dauerpolitisierung“ führen würde, stellt der Antagonismus ein *kontingentes* und *historisches* Ergebnis dar, das *nicht automatisch* aus der Tatsache der differentiellen Konstitutionsweise einer jeden Identität bzw. eines jeden (Sinn-)Kontinuums folgt.

Insofern dem „leeren Signifikanten“ die Funktion zukommt, ein differentiell-selbstreferentielles Sinn-Kontinuum (einen „Diskurs“) imaginär zu schließen, bezieht sich das Politische als antagonistische Artikulation auf die Unentscheidbarkeit dieses performativen Nichtzeichen-Zeichens. Die hegemoniale Etablierung eines solchen Signifikanten ist daher politisch umkämpft, so daß verschiedene Entwürfe, die einem „Diskurs“ eine *imaginäre (totalisierende) Identität* versprechen, miteinander konfliktieren [ebd., S. 243].

Aus dekonstruktiv-diskurstheoretischer Perspektive mangelt es der Systemtheorie gerade an einem solchen *basalpolitischen* Verständnis. Das resultiert nach Stäheli vor allem aus dem systemtheoretischen Rückgriff auf *possibilistische* Konzeptualisierungsstrategien. Wir haben dem entgegengehalten, daß Leitbegriffe wie „Sinn“, „Kontingenz“ oder „Erwartung“ aber *nicht-essentialistisch* als potentiell Unendliche (im Sinne des mathematischen Intuitionismus oder von Wittgenstein II) aufgefaßt werden sollten. Demzufolge liegt der Kritik Stähelis eine essentialistische Beobachterprojektion zugrunde.

Haben wir damit aber das Problem des „Essentialismus“ so leicht aus der Systemtheorie „ausgetrieben“? Es sind Zweifel angebracht. Eine essentialistische „Heimsuchung“ könnte sich nämlich einstellen, wenn wir die Problematik der „Wiederholbarkeit“ untersuchen würden. Meines Erachtens bleibt diese Problematik bei der nicht-essentialistischen Konzeption des potentiell Unendlichen bzw. dem Gebrauchsansatz von Wittgenstein II, bei dem die offenen, differentiellen „Mannigfaltigkeiten“ (= Unterscheidungs-

netzwerke) studiert werden sollen, außen vor.

Das könnte bedeuten, daß wir potentiell unendliche Kontinua (Bedeutung, Sinn, Erwartungsstrukturen, etc.) mittels essentialistischer Beobachterprojektionen so behandeln müssen, *als ob* sie aktuelle Unendlichkeiten darstellten. Denn nur so könnten eine relative (imaginäre) Stabilisierung bei der Bestimmung von Sinn / Bedeutung oder eine erwartungsdirigierte Komplexitätsreduktion möglich sein.

Sollte sich also herausstellen, daß der systemtheoretische Wiederholungsmechanismus von *condensation / confirmation* im Vergleich zur dekonstruktiven Konzeption der *itérabilité* nicht überzeugt, dann könnte der Kritik Stähelis noch eine erhebliche Brisanz im Rahmen der Systemtheorie zukommen. Aber das zu zeigen oder zu widerlegen ist die Aufgabe zukünftiger Studien.

Unabhängig davon läßt sich jedoch die Frage stellen, *warum* es in der Systemtheorie keinen basale(re)n Begriff des „Politischen“ gibt. Das „Politische“ bezieht sich bei Luhmann nur auf das Funktionssystem der „Politik“, das das symbolisch generalisierte Kommunikationsmedium „Macht“ benutzt, um kollektiv bindende Entscheidungen herbeizuführen [siehe Luhmann (2000)].

Luhmanns Anschluß an eine politikwissenschaftliche Standarddefinition, derzufolge Politik als Entscheidungsmechanismus zur Festlegung allgemeiner Verbindlichkeiten aufgefaßt werden könne, beinhaltet aber, daß dieser Mechanismus *nicht* auf das politische Funktionssystem zu begrenzen ist. „Politik“ (sensu: das Politische) und „Macht“ fungieren vielmehr als gesellschaftliche Universale. Demzufolge kann Barben [(1996), S. 262f.] zu Recht darauf hinweisen, daß Politik und Macht in Gestalt von Organisationen und Entscheidungen in allen möglichen Bereichen der Gesellschaft vorkommen.

Selbst wenn hinsichtlich der Entscheidungsproblematik nun keinem dekonstruktiv-diskurstheoretischen Verständnis des Politischen gefolgt werden mag, so weist die Systemtheorie an dieser Theoriestelle doch ein *Defizit* auf.

Das mag sich daraus erklären, daß Luhmann eine spezifische Theoriekonzeption ausgearbeitet hat, die sich von der Theoriearbeit, wie sie die marxistische Tradition im besonderen und die kritische Sozialwissenschaft im allgemeinen praktiziert(e), distanziert. Letztere setz(t)en u.a. auf (Dauer-)Politisierung, emphatisch-moralische Kritik, kulturell-politische Hegemonie, die die teilweise dazugehörige Ideologie- und Latenzkritik mit einer polemogenen Überzeugungsarbeit verbanden. Grundiert wurde das durch Vorstellungen der Intervention, der Kontrolle bzw. Steuerung, der Manipulier- und der Instruierbarkeit. Diese resultierten wiederum aus einer unzureichenden Konzeption von

Kommunikation (als „sozialem Bewußtsein“ / „Intersubjektivität“) sowie einer weitgehenden Unterschätzung der Komplexität der Sozialdimension.

Aber ungeachtet der Distanzierung von einer Dauerpolitisierung, wie sie der ehemals primär (neo-)marxistisch, neuerdings der eher poststrukturalistisch eingefärbten „kritischen“ Sozialwissenschaft eigen sein mag, stellt die Konzeptualisierung des „(Basal-) Politischen“ ein *Desideratum* innerhalb der Systemtheorie dar.

Bibliographie

- Bahr, H.-D. (1983), *Über den Umgang mit Maschinen*, Tübingen: Konkursbuchverlag.
- Baecker, D. (1993), »Im Tunnel«, in: ders. (Hg.) (1993), *Kalkül der Form*, Frankfurt / M.: Suhrkamp, S. 12-37.
- Barben, D. (1996), *Theorietechnik und Politik bei Niklas Luhmann. Grenzen einer universalen Theorie der Gesellschaft*, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Derrida, J. (1993), *Spectres de Marx. L'Etat de la dette, le travail du deuil et la nouvelle Internationale*, Paris: Galilée.
- (1988, frz. Votr. 27. Jan.1968), »Die différance«, in: ders. (1988, frz. 1972), *Randgänge der Philosophie*, Wien: Passagen, S. 29-52.
- (1985a, frz. Mai 1967), »Von der beschränkten zur allgemeinen Ökonomie. „Ein rückhaltloser Hegelianismus“«, in: ders. (²1985, frz. 1967), *Die Schrift und die Differenz*, Frankfurt / M.: Suhrkamp, S. 380-421.
- (1985b, frz. Votr. v. 21. Okt. 1966), »Die Struktur, das Zeichen und das Spiel im Diskurs der Wissenschaften vom Menschen«, in: ders. (²1985), S. 422-442.
- Falletta, N. (1985, engl. 1983), *Le livre des paradoxes*, Paris: Belfond.
- Frank, M. (1984), »Die Grenzen der Beherrschbarkeit der Sprache. Das Gespräch als Ort der Differenz zwischen Neostukturalismus und Hermeneutik«, in: Forget, Ph. (Hg.) (1984), *Text und Interpretation*, München: Fink, S. 181-213.
- Hofstadter, D.R. (1988, engl. 1985), *Metamagicum. Fragen nach der Essenz von Geist und Struktur*, Stuttgart: Klett-Cotta.
- Kittler, J. (1990), »Vom Take-Off der Operatoren«, in: ders. (1993), *Draculas Vermächtnis. Technische Schriften*. Leipzig: Reclam, S. 149-160.
- Laclau, E. (1990), *New Reflections on the Revolution of Our Time*, London / New York: Verso.
- / Mouffe, Ch. (1985), *Hegemony and Socialist Strategy. Towards a Radical Democratic Politics*, London / New York: Verso.
- Luhmann, N. (2000, hg. v. Kieserling, A.), *Die Politik der Gesellschaft*, Frankfurt / M.: Suhrkamp.
- (1997a), *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Bd. 1, Frankfurt / M.: Suhrkamp.
- (1997b), *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Bd. 2, Frankfurt / M.: Suhrkamp.
- (1995), »Dekonstruktion als Beobachtung zweiter Ordnung«, in: Berg, H. de / Prangel, M. (Hg.) (1995), *Differenzen. Systemtheorie zwischen Dekonstruktion und Konstruktivismus*, Tübingen / Basel: Francke, S. 9-36.
- (1984), *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt / M.: Suhrkamp.
- Mahler, E. (2001), *Die Form der Paradoxie. Logische und andere Noten über eine Weise der Kommunikation*, URL: <http://www.fen.ch/> [Zugriff: 21.11.2001].

- Nassehi, A. (1995), »Différend, Différance und Distinction. Zur Differenz der Differenzen bei Lyotard, Derrida und in der Formenlogik«, in: Berg, H. de / Prangel, M. (Hg.) (1995), *Differenzen. Systemtheorie zwischen Dekonstruktion und Konstruktivismus*, Tübingen / Basel: Francke, S. 37-59.
- Spencer Brown, G. (1997), *Laws of Form: Gesetze der Form*, Lübeck: Bohmeier.
- (1971, 1969), *Laws of Form*, London: Allen & Unwin.
- Stäheli, U. (2000), *Sinnzusammenbrüche. Eine dekonstruktive Lektüre von Niklas Luhmanns Systemtheorie*, Weilerswist: Velbrück.
- Stegmüller, W. (1978, Nachdr. d. 6. Aufl.), *Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie: eine kritische Einführung*, Bd. 1, Stuttgart: Kröner.
- Winkler, H. (1998, Votr. v. Juni 1998), »Über Rekursion. Eine Überlegung zu Programmierbarkeit, Wiederholung, Verdichtung und Schema«, in: *c't, Magazin für Computertechnik* (1999), H 9, S. 234-240, URL: <http://www.uni-paderborn.de/~winkler/rekursio.html>.